

1. Praktische Theologie schreiben und lesen

*Ich bin ein Schriftsteller.
Nicht ich, sondern die Feder denkt, erinnert sich oder entdeckt.*
Albert Camus¹

Praktische Theologie lebt von Menschen, die sie betreiben. Sie lebt vom Gespräch, von kritischen Fragen und präzisen Antworten. Praktische Theologie lebt von Texten – von Monografien, Aufsätzen, Habilitationsschriften und Masterarbeiten, von Literaturlisten, Klappentexten, Editorials und Rezensionen, von Handbüchern, Handreichungen, Abstracts und Inhaltsverzeichnissen. Sie lebt auch als Text.

Die Zahl praktisch-theologischer Texte steigt seit Mitte des letzten Jahrhunderts von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stark an.² Wie Texte in diesem Fach verfasst sind, wird aber kaum einmal zum Thema. Das ist seltsam, so seltsam, dass es reizvoll erscheint, darüber zu schreiben. Genau dies will ich tun. Es ist aufschlussreich und produktiv, wissenschaftliche Texte als Texte zu untersuchen, beim wissenschaftlichen Schreiben auf das Schreiben zu achten und beim Lesen auf das Lesen. Das ist meine These. Ich bin damit nicht allein. Wissenschaftliche Texte, Schreiben und Lesen sind längst Gegenstand der Forschung. Was in Textologie, Literaturwissenschaft, Wissenschaftslinguistik und Diskursanalyse dazu erarbeitet wurde, lässt sich auch für die Praktische Theologie fruchtbar machen. Es ist Thema dieses Buchs. Hier soll erprobt werden, welche neuen Perspektiven sich auf eine Disziplin eröffnen, die auf religiöses Handeln aus ist und zugleich schreibend handelt, und welche Ansichten Praktischer Theologie, ihrer Schreibpraxis und Praxis, ein solcher Zugang ermöglicht. Das Buch handelt vom praktisch-theologischen »Schreibtisch mit Aussicht« (Piepgras 2020), vom Schreibtisch zwischen fiktiver Praxis und praktischer Fiktion.³

1 Camus 1991, 347.

2 Die Zahl publizierter Arbeiten (mit der Suche »Praktische Theologie« in allen Feldern des Tübinger Zeitschriftenindex IxTheo, der internationalen Bibliografie für Theologie und Religionswissenschaft, am 13.5.2024 ermittelt) beträgt im Zeitraum von 1960 bis 2020: 9892. Sie beträgt heute ein Mehrfaches ihrer Anfänge (1960–1969: 191, 1970–1979: 561, 1980–1989: 1332, 1990–1999: 1591, 2000–2009: 2674, 2010–2020: 3543).

3 Nach Hagena, die als Schriftstellerin schreibt: »In diesem Raum zwischen fiktiven Erinnerungen und erinnelter Fiktion steht mein Schreibtisch« (Hagena 2020, 153). Auch religiöse Praxis, schriftlich aufgearbeitet, ist Fiktion und bedarf der innovativen Fiktion möglicher Praxis.

In textologischen Studien zur Geschichte der Praktischen Theologie nach 1970 werde ich Texte und Texttraditionen aus unterschiedlichen Fachbereichen der Praktischen Theologie genauer untersuchen. Ich bringe praktisch-theologische Sprachspiele mit literaturwissenschaftlichen Sprachspielen ins Spiel.⁴ Sprachspiele durchziehen praktisch-theologische Fachkulturen und Fachkommunikation, spielen ihr Spiel auch beim Lesen und Schreiben. Ich beginne mit dem Sprachspiel des Schreibens.

1.1 Praktische Theologie schreiben

1.1.1 Der gute und schöne Text

Natürlich wollte ich, als ich mich an den vorliegenden Text machte, einen guten Text schreiben, womöglich gar einen schönen, vielleicht sogar einen vergnüglichen. Nur: Was macht einen Text zu einem wissenschaftlich guten Text? Können wissenschaftliche Texte auch schön sein? Dürfen sie gar vergnüglich sein? Damit verbunden sind wissenschaftstheoretische Fragen, denn eine Antwort auf diese Fragen setzt voraus, dass ich weiss, was Wissenschaft, im konkreten Fall praktisch-theologische Wissenschaft, ausmacht.

Ich weiss, was ein wissenschaftlicher Text ist. Ein Text in deutscher Wissenschaftssprache erinnert mich zuerst einmal an Texte in deutscher Wissenschaftssprache.⁵ Er erinnert mich an all die wissenschaftlichen Texte, die ich bereits gelesen habe, interessiert, irritiert, gelangweilt, selten amüsiert. Er erinnert mich an das, was ich im ersten Proseminar bereits lernte und so zur Gewohnheit wurde, dass ich nicht mehr darüber nachdenke: wie ein wissenschaftlicher Text auszusehen hat. Ich liebe es, solche Texte zu schreiben. Ich kann mich einer Sache öffnen. Ich lerne fremde Welten, unbekannte Stimmen und nicht gedachte Zusammenhänge kennen. Es ist eine Ekstase der besonderen Art, nüchtern, präzise, sachlich. Und ich weiss, wie ich das zu Papier bringen soll: ebenso nüchtern, präzise und sachlich, *to the point*, so dass die Sprache transparent wird für den Inhalt und ich diesem nicht in der Sonne stehe.

Nur: Wenn ich schreibe »ich weiss«, stehen die Sätze, die folgen, bereits in einem schiefen Licht, denn sie brechen das Ich-Tabu wissenschaftlichen Schreibens. Und wenn ich von Ekstase schreibe, ist auch dies eigentlich verpönt. Dann breche ich ein

4 Bosse und Renner 2021 nennen ihre Einführung in die Literaturwissenschaft im Untertitel »Einführung in ein Sprachspiel« (Bosse/Renner 2021). Sie verzichten auf eine Systematik und konzentrieren sich auf die Darstellung miteinander vielfach vernetzter literaturwissenschaftlicher Sprachspiele, die je perspektivisch, zeitlich und sozial kontextualisiert von Vertreter:innen des Fachs entwickelt wurden. So werde auch ich dies halten. Ich werde probeweise sprachwissenschaftliche Sprachspiele mit praktisch-theologischen Texten spielen, ohne dies alles unter ein einziges begriffliches Dach zu bringen.

5 Es ist ein charakteristischer Stil, der sich vom anglosächsischen Wissenschaftsstil unterscheidet, wie Galtung dies pointiert beschreibt (Galtung 1983). Schon Mark Twain trieb seinen Spott mit den Unterschieden dieser Sprachkulturen (Twain 2018 [1880]).

zweites Tabu, das Metapherntabu. Und wenn ich erzähle, dass ich mich manchmal langweile, folgt gleich der dritte Tabubruch. Auch erzählen sollte ich eigentlich nicht, schon gar nicht von Langeweile.⁶ Diese Tabus sichern den wissenschaftlichen Stil vor Abweichungen, sie tragen zu seiner Durchsichtigkeit, seiner *perspicuitas*, auf die ›Wirklichkeit‹ bei, reinigen das *window pane* des *plain style*, der sich als Norm wissenschaftlichen Schreibens in einer langen Geschichte ausgebildet hat.⁷ Diese sachliche Durchsichtigkeit des ›Schaufensters Wissenschaft‹ ist aber erkaufte mit Undurchsichtigkeit. Entstehungsbedingungen und die, die einen Text schreiben oder lesen, bleiben unsichtbar. Und auch das Lachen ist verpönt, da es Gift ist, wie ich spätestens in Umberto Ecos »Der Name der Rose« gelernt habe (Eco 1986). Es bedroht den Ernst der Worte und stellt in Frage, dass sie je ein Spiegel von Wirklichkeit sein können. *Stat rosa pristina nomine, nomina nuda tenemus*. Die Rose von einst erscheint im Namen, wir halten nackte Namen.

Viele weitere Normen und Konventionen leiten mich, wenn ich einen guten Text schreiben will. Zitate sind korrekt nachzuweisen, Nachweise sind nach einem bestimmten System zu bibliografieren, Bibliografien sind konsequent durchzustrukturieren. Auch Artikel sind in einer bestimmten Weise aufzubauen. Nach Weinrich enthalten sie vier Teile, die je einen spezifischen Wahrheitsanspruch erfüllen müssen (Weinrich 1994). Im ersten Teil ist es die Referenzwahrheit. Der Forschungsstand wird nach jeweils geltenden Regeln mit einer angemessenen historischen Tiefe dargestellt, so dass die festgestellte Lücke den Plan der Forschung bestimmt, und nicht umgekehrt. Im zweiten Teil folgt die Protokollwahrheit. Ergebnisse werden »schlicht, ohne Schielen nach Opportunität und natürlich ohne Verfälschung der Resultate berichtet« (164). Der dritte Teil handelt von der Dialogwahrheit, die argumentativ »den kritischen Dialog mit den Partnern des Forschungsprozesses vorwegnimmt« (ebd.), und der vierte Teil bietet die Orientierungswahrheit, einen »Ausblick«, der »anderen Forschern gegenüber einen eigenen Anspruch [›claim‹] definiert, der als solcher alle Merkmale eines schützenswerten geistigen Eigentums hat« (165). Wissenschaft erscheint hier als eine auskunftspflichtige, sich der Realität immer besser annähernde Darstellung von Wirklichkeit. Es sind mit diesem wissen-

6 Kretzenbacher nennt diese drei Tabus als Kennzeichen wissenschaftlichen Schreibens. »Drei fundamentale Elemente dieser Strategie lassen sich als Verbote darstellen, oder vielleicht besser noch als absolute, unausgesprochene und unhinterfragbare Verbote, als Tabus im Sinne der Definition Sigmund Freuds: Das *Ich-Tabu*, das *Metapherntabu* und das *Erzähltabu*« (Kretzenbacher 1995, 26, kursiv im Original). Oskar spricht vom »Postulat der Anonymität für den Fachsprachegebrauch« (Oskar 1998). Dem dienen entsprechende sprachliche Strategien wie die Deagentivierung der Verben (mit Passiv-, Reflexiv- und Infinitivfügungen) und die Verlagerung der Information von den Verben in den nominalen Bereich. Selten finden sich Vermisstanzeigen wie jene des Kabarettisten Franz Hohler: »Mir fehlt das Ich in der Wissenschaft« (Hohler 1993, 27).

7 Der *plain style* etablierte sich mit dem Aufkommen der Naturwissenschaften im 17. Jahrhundert, auch in Opposition zur Rhetorik der Scholastik, die Locke einen *perfect cheat* nannte. Im Gegensatz zur Sprache der Literatur sollte wissenschaftliche Sprache »so transparent wie klares Glas sein« (Kretzenbacher 1995, 19). Ein Teleskop erträgt keine Glasmalerei.

schaftlichen Stil der *adaequatio ad rem*, der stufenweisen Annäherung an die ›Sache‹, grundlegende epistemische Optionen im Spiel.⁸

Richtigkeit und Relevanz, nicht Schönheit stehen beim wissenschaftlichen Schreiben im Vordergrund, so argumentiert Weinrich an anderer Stelle. »Neben der Wahrheit scheint in der Wissenschaft für die Schönheit kein Platz zu sein. Gerade an seiner Ungeschicktheit scheint folglich der wissenschaftliche Stil am zuverlässigsten erkennbar zu sein. Diese Überzeugung ist so fest in den Köpfen fast aller Wissenschaftler verankert, dass es Aberwitz wäre, sie in Frage stellen zu wollen« (Weinrich 1995a, 7).⁹ So aberwitzig möchte ich in meinem Text nun aber sein. Nicht nur, weil mich die Lust zum Fabulieren, zum Ich, zur Metapher und Narration auch beim wissenschaftlichen Schreiben nie losgelassen hat. Ich frage mich auch (und da geht der Pastoralpsychologe mit mir durch): Welchem Phantasma hänge ich nach, wenn ich meine, das Ich sei nicht nötig, mit ihm würde ich mich als Steinmetz von Texten, die in die Kathedrale der Wissenschaft eingebaut werden sollen, selbst in ein ungehörliches Licht setzen? Welche Potentiale abweichenden Denkens verscherze ich, wenn ich Metaphern mit ihren unkontrollierbaren Ableitungen aus meinen Texten verbanne? Welche Schicksale sperre ich aus, wenn ich nicht erzählen darf? Und wohin verkriecht sich das Ich, wenn es nicht mehr im Text selbst auftreten darf? Es zieht aus dessen Kulissen seine Fäden.

Deshalb liegen mir Theoriebildungen näher, die in den Spuren einer praxeologischen Sicht von Wirklichkeit wandeln, den Aberwitz riskieren, das universalistische Ethos der Textnorm des *plain style* loszulassen, und Wissenschaft als Prozess konzeptualisieren, getragen vom Schreiben als sozialer Praxis, gewürzt mit Ironie. Nach Haraway sind gute Darstellungen der Welt immer verortet und vernetzt, sind Praxis und Prozess. Sie sind kreatürliche Wissenschaftsfiktionen und -fabeln, geschrieben von »beings of the mud more than of the sky« (Haraway 2016, 11). *Staying with the trouble* und eine offengelegte Selbstpositionierung sind für sie die »Möglichkeit, die Machtstrukturen, die der akademisch-philosophischen Wissensproduktion inhärent sind, zu konfrontieren, statt sie zu reproduzieren« (Dätwyler 2021, 204). »The conquering gaze from nowhere« (Haraway 1988, 581) lässt sich überwinden zugunsten einer weniger machtvoll organisierten Welt, obschon Wissenschaft und Philosophie an Macht immer auch partizipieren. Haraway nannte diesen Blick in einem bahnbrechenden Aufsatz gar den »god trick of seeing everything from nowhere« (ebd.), eine Formulierung, die den Theologen in mir in Wallung bringt. Was hiesse es für praktisch-theologisches Schreiben, nicht diesem *god trick* auf den Leim zu gehen, sondern von der qualitativen Differenz von Gott und Mensch her ganz menschlich und fragmentarisch zu schreiben und zu denken?

8 Diese wissenschaftlichen Ansprüche werden von Weinrich zudem mit dem Begriff »Wahrheit« bekränzt, stehen also mindestens auf halber Strecke zwischen Beschreibung und Norm.

9 Verglichen mit Prozessen der »Entschönerung« (Weinrich 1995b, 7) in Literatur und Ästhetik könnten, so gibt Weinrich zu bedenken, auch wissenschaftliche Klarheit, Widerspruchsfreiheit und Folgerichtigkeit als ästhetische Werte eines nicht-mehr-schönen Wissenschaftsstils anerkannt werden. Ein angesichts gewisser Texte zweifelhafter Trost.

Ich mache mir in meinem Text auch deshalb die Hände schmutzig und schöpfe aus dem bodenlosen Sumpf des Subjektiven, weil ich mich lieber in diese wissenschaftstheoretische Tradition einreihe. Habermas' »Erkenntnis und Interesse« hat mich nachhaltig geprägt (Habermas 2011 [1968]), später Lyotards »Le différend« (Lyotard 2001), narrative Epistemologien (Hauerwas/Jones 1997) und die Vorstellung der *pen-siero debole*, des schwachen Denkens, das sich seinen Gegenständen, und seien es Texte, anschmiegt (Vattimo 1997). Perspektivität, Subjektivität, Narrativität, Historizität, Dialogizität, Kontextualität und – für Praktische Theologie nicht unwesentlich – Praktikabilität sind das entschönte Gerüst einer etwas anderen Form von Schönheit und damit auch von Theoretizität. Und mit diesen Substantiven, die sich in ihrer Abstraktion auch wissenschaftlich gut machen – der *plain style* lenkt mich, selbst wenn ich über einen anderen Stil nachdenke –, postuliere ich alternative Formen wissenschaftlichen Schreibens. Muss ich so schreiben, wie ich meine, schreiben zu müssen? Geht es auch anders? Geht es anders leichter? Geht es leichter anders?

In diesem Text werde ich mit unterschiedlichen Stilen experimentieren. Ich leiste mir die Ekstase der Sachlichkeit, referiere, stelle dar und reflektiere, was mir aus Schreib- und Leseforschung, aus Textologie, Literaturwissenschaft und Wissenschaftslinguistik für das Erschliessen der literarischen Form und des Gehalts praktisch-theologischer Texte aufschlussreich erscheint. Und ich werde die Texte, die ich lese, so genau, pingelig und zeitaufwändig lesen, wie es eigentlich anständig und wissenschaftlich korrekt wäre, praktisch aber kaum einmal realisierbar ist. Ich leiste mir aber auch metaphorische Umwege, narrative Seitenwege und ironische doppelte Böden.¹⁰ Zudem experimentiere ich mit dem Ich in diesem Text. Ich mache meine Position durchsichtiger, meine historische Besonderheit, die Perspektivität meiner Wahrnehmungen, die sich in Texten verfestigt – und damit wird auch der Text durchsichtiger. Das ist zumindest meine Hoffnung. Und ich werde mich in meinem Text manchmal auch gut verstecken und hoffe, die Leserin zähle auf zwanzig, bevor sie mich zu suchen beginnt.

Dass solche Schönheit ihre eigene Theoretizität aufweist, kann der Theologie, bescheidener: der Praktischen Theologie, noch bescheidener: einzelnen praktisch-theologischen Texten, ganz unbescheiden: mir ein neues Gesicht geben. Praktisch-theologische Literatur ahmt in ihren Texten Formen wissenschaftlichen Schreibens nach, die sich erst in der Neuzeit etablierten. Dies ist nicht der einzige Weg. Die Ressourcen der Praktischen Theologie schwinden in Kirchen, Gesellschaft und Universität. Einer neuen Schönheit praktisch-theologischer Texte bedürfen auch theologische Fakultäten und Kirchen, die ihre hegemoniale Stellung verloren haben und damit auf den *god trick* universalistischer Theoriebildung nicht mehr unbesehen bauen können, damit Gott anders, vielstimmiger, perspektivenreicher – schön – wird in praktisch-theologischen Texten.

10 Ich verstehe Ironie nicht nur als rhetorische Strategie, sondern als Erkenntnisform (vgl. Morgenthaler 2012). Wer Ironie erkennt, ist eingeladen, Sinn und Hintersinn gleichzeitig zu erkennen. Gelingt dies, ist es ein Vergnügen und stärkt die Bindung zwischen Autor:in und Leser:in. Ähnliches gilt für Metaphern und Narrationen.

Bohren skizzierte unter dem Titel »Dass Gott schön werde« vor langer Zeit eine Praktische Theologie, »die erst noch zu finden und zu erfinden ist« (Bohren 1975, 13). Von der Pneumatologie her und auf die Pneumatologie hin reflektiert er das »Praktisch-Werden Gottes«. »Das Praktisch-Werden Gottes ist ein Schön-Werden, weil Gott selbst schön ist. Gott wird uns in seiner Gegenwart schön, so daß wir ihm in unserer Gegenwart schön werden« (14, kursiv im Original). Pneumatologie versteht er biblisch und trinitarisch als »Lehre von der zunehmenden und fortschreitenden Verkleinerung Gottes« (58). Von einer solchen Perspektive her ist ein Verzicht auf den *god trick* ein Machtverzicht in praktisch-theologischem Schreiben, ein Versuch, Gott verkleinert weiterzuschreiben, ihn schriftlich verkleinert als schön zu entdecken und ihm schriftlich verkleinert schön zu werden.¹¹

1.1.2 Praktische Theologie schreiben im Selbstversuch

Ein Text muss allerdings zuerst geschrieben werden. Wie gut er ist, hängt auch daran, wie er geschrieben wurde und nun geschrieben steht. Nur: Was heisst Schreiben eigentlich? Und wie geht das? Auch dies ist kein Thema Praktischer Theologie. Das hat seine Gründe.

Howard Becker erzählt, es hätte eine gewisse »Chuzpe« erfordert, Seminare über das wissenschaftliche Schreiben für Graduierte anzubieten, obschon doch jeder wisse, »dass Sozialwissenschaftler sehr schlecht schreiben, so schlecht, dass Literaten, die über schlechtes Schreiben witzeln, einen sicheren Lacherfolg erzielen, wenn sie einfach nur das Wort »Soziologie« fallen lassen« (Becker 1993, 69). Trotzdem riskierte er einen Versuch. Es kam zu seinem Erstaunen eine stattliche Gruppe zusammen. Er wusste noch nicht richtig, wie einsteigen, so erzählt er. Nach ein paar linkischen Einleitungsworten traf ihn ein Geistesblitz. Er sprach eine Bekannte, die rechts von ihm sass, an: »Louise, wie schreibst Du?« Er wollte konkrete Details wissen: Womit sie schreibe, wann und wo und wie genau sie schreibe. Was Louise dann erzählte – die Anwesenden rutschten peinlich berührt auf ihren Stühlen hin und her – war eine komplizierte Prozedur, die so und nicht anders ablaufen durfte. Sie konnte nur auf gelben, linierten Blöcken schreiben, mit grünem Filzstift. Schreiben war nur zu bestimmten Zeiten möglich und zuerst musste sie noch ihre Wohnung reinigen. Gegen Widerstände fragte Becker in der Runde weiter. Vielen war peinlich, was sie erzählten. Es wurde aber oft auch gelacht und das Gespräch mündete in grosse Gelöstheit. Dies ist eine Weile her. Wie hier eine Frau von einem Mann vorgeführt wird, verrät zeitty-

11 Es lässt sich auch schöpfungstheologisch von der Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf her argumentieren. Das Geschöpf ist eingebettet im Geschaffenen und hat einen begrenzten Blick darauf. Cilliers qualifiziert eine *fides quaerens pulchrum* von der Christologie her und versteht Schönheit in dieser Perspektive »as the quest for a radically different (and paradoxical) form of proportion within the experience of pain, horror and destruction« (Cilliers 2011, 257). Wissenschaftliches Schreiben lässt sich auch aus dieser Perspektive als ein Schreiben konzipieren, das Subjektivität, Leiden und Chaos nicht nur inhaltlich thematisiert, sondern für eine wissenschaftliche Ästhetik reflektiert – und anrichtet.

pisches Kolorit. Trotzdem illustriert die Szene Widerstände gegen eine Thematisierung des wissenschaftlichen Schreibens, die keinesfalls Geschichte sind, und verdeutlicht, wie viel hier eigentlich zu erzählen wäre, wie selten dies geschieht und wie aufschlussreich und befreiend dies sein kann.¹² So mache ich mir – in einem »autoethnografischen Experiment« (Meiler 2018, 263) – nun Beckers Frage zu eigen: Christoph, wie schreibst Du?

Die Tastatur klappert. Schriftzeichen erscheinen in Sekundenbruchteilen auf dem Bildschirm. Ich kann sehen, wie sie sich zu Worten und Sätzen formieren und so aufmarschieren, wie ich es ihnen auf der Tastatur einhämmere, jedenfalls meistens, regelmässiger, geordneter, aufrechter, als ich sie mit meiner alterskrakeligen Schrift zu notieren vermöchte. Ich beobachte und erlebe mich beim schreibenden Verfertigen der Gedanken und, indem ich gegen aussen und innen offenbleibe, stellen sich neue Sätze ein, die sich mehr oder weniger in den Text eingliedern oder auch ganz vom Weg abkommen. Es ist eine latente Aufmerksamkeit da für diesen Akt des Schreibens, die abbricht, wenn ich nicht weiter weiss und meine Augen über das bereits Geschriebene irren, die verschwindet, wenn ich ganz im Schreiben aufgehe, aufflackert, wenn ich mich verschreibe, schwindet, wenn der Schreibfluss wieder einsetzt.

Was davon eine gewisse Schwelle der Irritation übersteigt, halte ich fest. Ich schreibe laufend Texte zu meinem Text.¹³ Ich füge Randbemerkungen ein, wenn mir beim Schreiben Gedanken kommen, die abseits der Schreibspur davonzulaufen drohen. Ich führe ein »Logbuch«, halte Gedanken zur Textproduktion fest, wenn der Schreibfluss stockt oder längere Textabschnitte geschrieben sind. Auch dies tue ich computergestützt, in einer Datenbank, die es mir ermöglicht, solche Notizen nach Themenbereichen, Stichworten und Datum zu suchen, Textelemente herauszukopieren und in den Lauftext einzufügen. Ich schreibe – das fiel mir erst nach ziemlich langer Zeit auf – ein fortlaufendes Protokoll meiner Textpraktiken.¹⁴ Diese Notizen – sie sind eine Art

12 Das Schreiben von Poetinnen und Literaten über ihr eigenes Schreiben ist ein etabliertes Genre (vgl. z. B. Piepgras 2020) und kennt seine eigenen Institutionen (z. B. seit 1959/60 die Frankfurter Poetikvorlesungen, vgl. Bichsel 1982). Die Thematisierung des wissenschaftlichen Schreibens setzte später, zuerst im anglosächsischen Sprachraum ein (z. B. Becker 2020 [1986]). Auch im deutschen Sprachraum wird aber seit mehr als zwanzig Jahren systematisch über wissenschaftliches Schreiben nachgedacht (z. B. von Werder 2000, 2011, Kornmeier 2024). In Praktischer Theologie wird das Schreiben beispielsweise von Predigten thematisiert (vgl. z. B. Müller 2014), selten jedoch das Schreiben praktisch-theologischer Texte selbst. Vgl. aber Suchhart-Kroll 2019 und 2023.

13 Sie sind ein computergestützter *working around* um mein altersbedingt reduziertes Arbeitsgedächtnis, das – so die Schreibforschung – beim Verfassen von Texten stark beansprucht wird. Zudem ermöglichen diese Notate eine Art *textbased recall*: Ich erinnere mich anhand der Notizen an kognitive Prozesse, die sonst längst verweht wären.

14 Diesen Textpraktiken gilt im Folgenden immer wieder mein Interesse an der Praxis des Schreibens. Schon Quintilian unterschied in seiner *Institutio oratoria* die *detractio* (Streichung), *adiectio* (Hinzufügung), *immutatio* (Auswechslung) und *transmutatio* (Umstellung) (Quintilianus 2011). Textpraktiken sind »skripturale Inszenierungen des schöpferischen Prozesses« (Neumann 2021, 292).

Korrespondenz mit mir selbst¹⁵ – zeigen mein individuelles Profil des Schreibens. Genauer: Sie zeigen meine Ideen darüber, welche gedanklichen Aktivitäten zu einer bestimmten Form von Text führen und zu dessen Verfeinerung, Erweiterung und Glättung beitragen. Sie explizieren etablierte Regeln des wissenschaftlichen Schreibens und meine persönlichen Tricks und Ticks.¹⁶ Und sie verraten, wer mich bei extensiver Lektüre von Wissenschaftslinguistik beeindruckt hat.

»Habe gerade Bruffees Text zum *peer tutoring* gelesen. Ein schöner Text. Was macht ihn mir schön? Er macht Denkräume zugänglich, die vorher nicht zugänglich waren. Er enthält genau jene Informationen, die nötig sind, damit er auf eigenen Beinen seinem Schicksal zwischen Buchdeckeln enteilen und mich heimsuchen kann. Es ist jene Schönheit, die zu glänzen beginnt, wenn mir jemand von einer Entdeckung erzählt. Das Narrationstabuschrumpft zur Frage: Wieviel Erzählung ist sinnvoll, damit der Text seine Ziele erreicht und die Position des Autors verdeutlicht? Und schliesslich verwirklicht er Werte, sowohl durch das Ethos der Praxis, auf die er sich bezieht, wie das Ethos der Theorie, die diese Praxis transparenter, verständlicher und bedeutsamer, d. h. sinnhaltig, macht. Es sind Werte wie Kooperation, Ermächtigung, Einsicht, um nicht zu sagen: Weisheit.«

Mein Schreiben übers Schreiben kann ich auf drei unterschiedliche Konzeptualisierungen des Schreibens beziehen:

Schreiben als intentionale Handlung: Das Schreiben praktisch-theologischer Texte kann als zweckrationales, intentional gesteuertes Handeln verstanden werden. Es ergibt sich aus einer Reihe von Schreibakten, die Schreibplänen folgen, die ich nach und nach entwickle, mit dem Ziel, einen kohärenten und erhellenden Text zu Texten der Praktischen Theologie zu schreiben, für eine Leserschaft, an deren Interesse ich zweifle, um deren Aufmerksamkeit ich mich umso mehr bemühe. In den 1980er und 1990er Jahren erhielten Konzeptionalisierungen des Schreibens als intentionaler Handlung zuerst im englisch-, dann auch deutschsprachigen Bereich eine gewisse Prominenz.¹⁷ So finden sich unter meinen Notizen viele, die ich Kategorien zuordnen kann, die mir aus intentionalen Handlungstheorien des Schreibens bekannt sind.¹⁸ In der Mehrzahl aller Notate

15 Nach Maik gehören sie zu den privaten Formen des Schreibens, sie dienen der Objektivierung und kognitiven Durchdringung des Schreibens und seines Inhalts (Maik 2015, 72).

16 Welche mentalen Aktivitäten effektiv ablaufen, ist empirisch betrachtet nochmals eine andere Frage, die in den Bereich der kognitiven Psychologie, der Schreibforschung und wissenschaftlichen Schreibpädagogik führt (vgl. z. B. Kruse/Chitez 2014).

17 Zum Schreiben als sozialer Praxis vgl. z. B. aus dem deutschen Sprachbereich Wrobel 2012, Sturm/Weder 2016, Niemann 2018. Im englischsprachigen Bereich bereits: Gee 1992, 2015; Barton/Tusting 2005, Barton 2007.

18 Das ist auch biographisch begründet, habe ich meine psychologische Dissertation doch in einem Forschungsverbund geschrieben, der sich auf eine sozialpsychologisch fundierte intentionale Handlungstheorie bezog (vgl. von Cranach et al. 1980). Viele Entsprechungen zum handlungstheoretischen Modell von Cranachs finden sich in Wrobels Text zum Schreiben als Handlung (Wrobel 2012, 24f.). Um meine Notizen handlungstheoretischen Konzepten zuzuordnen, habe ich die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 2022) verwendet, von den Notizen ausgehend Kategorien gebildet, diese im Wechsel mit den Daten verfeinert und schliesslich Ankerbeispiele ausgewählt, die in Klammern zitiert sind.

geht es um den Dreischritt planen, schreiben und überprüfen. Dominieren zuerst Notizen zur Planung, finden sich gegen Ende der Arbeit vor allem Notizen zur Überarbeitung des Textes. Themenentwicklung und Schreibpraktiken sind zudem eng miteinander verzahnt. Wie ich weiterschreibe, entscheidet auch darüber, wie ich weiterdenke.

In diesen Notizen konkretisiere ich Ziele des ganzen Texts (»Ich will ein zugleich persönliches wie sachliches Buch schreiben.«) und einzelner Textteile (»Kapitel weiter glätten. Themen noch besser platzieren und konturieren.«). Ich antizipiere die Zielerreichung (»Wenn mir das gelingt, habe ich die Kuh im Stall.«). Ich plane den Aufbau des Buchs und merke mir damit verbundene Herausforderungen (»Problem der Disposition wieder identifiziert: Wohin kommt die historiografische Perspektive?«). Textpraktiken werden konkretisiert (»Elemente anders gruppieren.«). Auch materielle Voraussetzungen der Textproduktion bleiben nicht ungenannt (»Nun habe ich einen Rucksack voller Bücher heimgekartet auf dem Velo.«). Ich vermerke Schwierigkeiten (»Eine letzte? Knacknuss, ohne Genuss.«). Ich reflektiere Verzweigungen auf der Schreibspur, an denen ich entscheiden musste, in welche Richtung weiterzuschreiben (»Frage mich, ob eine andere Rahmung nicht doch besser wäre: die textuelle Selbstkonstruktion praktisch-theologischer Autor:innen.«). Viele Memos enthalten zudem Evaluationen: Ich beurteile den Stand des Textes (»Themen sind gesetzt, müssten noch etwas weiter ausgearbeitet werden.«), seine Folgerichtigkeit (»Die Systematik stimmt immer noch.«), seinen Informationsgehalt (»Es steht ein Text, in den doch recht viel Wissen bereits eingebunden ist.«) und seine Viabilität (»Der Ansatz ist brauchbar, das Programm umsetzbar.«). Ich evaluiere die Zielerreichung (»Auch die Idee des letzten Abschnitts konnte ich gut umsetzen.«) und das Verhältnis von Länge und Funktion (»Aber als Lauftext braucht dieses Kapitel nicht viel länger zu werden, um seine Funktion zu erfüllen.«). Ich vergleiche wertend die Textteile (»Hitparade der Kapitel: zuerst die Fälle der Seelsorge, dann folgt lange nichts mehr, doch, jetzt: der Einstieg zum Schreiben und Lesen, die Theologie, die Bilanz, die Rituale, die Religionspädagogik. An die Autorschaft konnte ich mich nicht mehr erinnern...«). Zudem identifiziere ich konzeptionelle Schwächen (»Ich drifte ins Fachliche. Die Textkonstruktion selbst durchgehend im Blick zu behalten, ist nicht so einfach.«). Solche Evaluationen werden zum Ausgangspunkt von Überarbeitungsvorgängen (»Insgesamt ist der Text noch ziemlich schwerfällig. Könnte ihn in einem weiteren Durchgang leichter machen: Abstrakta ersetzen, Verben: farbiger.«).

Schreiben als Habitus: Daneben stehen Notizen, die nicht zu dieser intentionalen Auffassung des Schreibens passen. Sie sind an der Grenze zu schwer fassbaren Anmutungen, ungeordneten Einfällen, angedachten Gedanken und ausformulierten Textteilen angesiedelt und betreffen Emotionen, Motive, Beziehungen und Identität in meinem Schreiben. Diese Notizen weisen deutlicher in Richtung einer praxeologischen Sicht des Schreibens. Schreiben beruht »in hohem Masse auf implizitem Wissen und Können – auf einem Know-how«, wird »durch Imitation und Beispiele erworben« (Abrecht et al. 2015, 2) und lässt sich nur teilweise explizieren. Besonders häufig sind Annotate zum Schreiben als emotionaler Erfahrung, zum Schreiben im Beziehungsfeld und zum Schreiben als Selbsterfahrung.¹⁹

19 Schreiben, auch wissenschaftliches Schreiben, ist eine Form der Selbstvergewisserung. Wo diese sprachliche Selbstvergewisserung als solche in ihrem schriftlichen Gewordensein und Werden kritisch zum Thema wird, schwindet ein Teil dieser Gewissheit und kommt das schreibende Selbst auf den Prüfstand. Vielleicht steckt im Schweigen über das wissenschaftliche Schreiben auch die Angst vor den emotionalen Folgen dieser spezifischen Form von Selbsterfahrung.

Dazu gehören Notizen zur Motivation (»Das Ross scharrt im Stall ...«), zur Genese des Texts (»Der vorliegende Text war einfach mal runtergeschrieben.«), zum Erschreiben von Gedanken (»Probeweise verschiedene Varianten ausprobieren. Gedanke klärt sich erst beim Schreiben. Es ist eben auch ein Er-schreiben. Was dieses ausmacht: die Aktivität des Schreibens, in der sich Gedanken einstellen, Gedanken über die Gedanken, sich Formulierungen entwickeln, Zusammenhänge sichtbar werden.«). Andere Notizen betreffen das Schreiben als emotionale Erfahrung (»Ich bin glücklich, wenn ich am Texten bin. Flow-Erfahrung. Es ist ein Gesamtzustand des Organismus. Mir ist warm. Was soll das bedeuten?«). Ich artikuliere meine Ambivalenz (»Aber für heute reicht's mal. Vielleicht reicht's überhaupt. Und trotzdem kann ich nicht aufhören ...«) und notiere, wie ich mit dem *mental load* des Schreibens umgehen will (»Ich muss aufpassen, dass ich mich nicht wieder zu sehr in Beschlag nehmen lasse.«). Es finden sich Notizen zum Drang, eine Gestalt zu schliessen (»Schliesst in gewisser Weise die ›Figur‹, entlastet.«) und zum Loslassen von Textteilen (»Einen fertig geschriebenen Text wieder rausgeworfen. Schwierig.«). Das Verhältnis von Emotionalität und Dialekt wird zum Thema (»Interessant: Es fallen mir oft Dialekt-Ausdrücke ein, wenn ich Textpraktiken beschreibe: ›grede‹, ›strähle‹, ›zämebüetze‹.«²⁰). Zudem betreffen die Notizen das Schreiben im Beziehungsumfeld (»Ihre Frage war gut: Und was machst Du, wenn Du fertig bist?«), Gespräche (»Die Frage D.s gestern nach dem Ziel meiner Analysen hat mich weiter begleitet.«), Lektüreerfahrungen (»W.s Diktion in seinem Text hat mich eingeschüchtert.«) und Feedbacks (»Ich erhalte Ermutigung und Unterstützung für dieses Projekt. Es ist eine Brücke zu spannenden Gesprächen.«). Träume, die ich mit meinem Schreiben in Verbindung brachte, habe ich ebenfalls notiert (»Ich bin unterwegs in einem Höhlensystem, mit anderen, Kollegen, auf unebenem Weg. Rechts öffnen sich Nischen, mit Bogen oben. Ich mache jemand anderes darauf aufmerksam. Es sind Durchbrüche, sie geben Ausblick auf unerwartet farbige, gestaltete Formen, etwas fast Sakrales, berührt, erstaunt mich. Es geht weiter, nun habe ich aber J. aus dem Blick verloren. Er ist weg, weiter. Dazu: Habe genug, verliere den Überblick. Ich ver-grabe mich. Der Traum warnt und gibt Hoffnung. Es gibt Durchbrüche. Schönheit leuchtet.«). Zudem deuten Notizen das Schreiben als ›Auto-Grafie‹ und berühren seine identitätsrelevanten Aspekte (»Ich und der Buchstabe sind eins ...«) und meine Rolle als Autor (»Spreche von Positionierungen, positioniere mich selbst zu wenig.«).

Schreiben als Grenzerfahrung: Schreiben führt auch an Grenzen: an Grenzen der Motivation, des Könnens und des Denkbaren. Der Prozess des Schreibens selbst ist nur begrenzt verfügbar und steuerbar. Der Erinnerungsraum, in den ich meinen Text hineinschreibe, ist nicht verfügbar. Die, welche meinen Text lesen werden, sind nicht verfügbar. Ich selbst bin mir beim Schreiben nicht verfügbar. Das Schreiben trägt mich über mich hinaus, plötzlich schreibt eine Stimme, die mir noch nicht bekannt war und kippt meine Sichtweise ins Unwegsames. Auch dabei bleibe ich Praktiker praktisch-theologischen Schreibens. Solche Prozesse lassen sich kreativitätspsychologisch deuten, zum Beispiel als Varianten eines »thinking at the edge«²¹ oder psychoanalytisch als Ligaturen von Symbolisiertem und Verdrängtem, als Verneinung dessen, was der Text vollzieht. Als praktischer *Theologe* frage ich mich aber, ob ich hier, an der Grenze des Schreibbaren und Beschreibbaren, möglicherweise an eine Grenze gerate, die in

20 Die Begriffe sind schwer übersetzbar und verlieren ihren emotionalen ›Geschmack‹ und ihren prosodischen Klang: begradigen, kämmen, zusammensetzen.

21 Eine aus der Philosophie des Impliziten Eugene Gendlins abgeleitete Technik des Kreativen, vgl. dazu Fendler-Lee 2017.